

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 16

16. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. August 1952

INHALT: Fehldiagnose?: Die gegensätzliche Beurteilung der Zeitsituation — Gibt es «positive» Konstanten der Entwicklung oder stehen wir vor der endgültigen Auflösung und Entmenschlichung? (Zum Buche: «Verlust der Mitte» von H. Sedlmayr.)

Um die Auferstehung der Metaphysik: Taumel der philosophischen Systeme — Das negative Verdienst der Ideologien — Denken und Philosophieren — Vier Prinzipien metaphysischer Erkenntnis.

Wozu Sterilisierung? Eugenische Gründe? — Folgen der Sterilisation — Das unsichere Wissen um die Vererbungsgesetze — Die moralische Frage — Recht und Pflicht des Staates.

Hat das Christentum versagt? Wo bleiben die Erfolge? — Der relativ grosse Einfluss — Die andere Ausgangslage des Christentums — Die Freiheit des Menschen.

Ex Urbe et Orbe: Frankreich: Von der sozialen Woche — England: Labourpartei am Scheideweg — G. Kennan: Amerikas Botschafter in Moskau.

Buchbesprechungen: Leibbrand — Regnier — Wust.

Fehldiagnose?

Wir stehen heute immer wieder vor der verwirrenden Tatsache einer völlig gegensätzlichen Beurteilung unserer Zeit, unserer Kultur und ihrer Tendenzen. Die verschiedenen Diagnosen widersprechen sich scharf und unversöhnlich, und dies macht nicht allein die Prognose der Zukunft fast unmöglich, sondern führt auch zu einer gewissen Ratlosigkeit und Widersprüchlichkeit über das, was geschehen sollte, was auf den Gebieten der Kulturpolitik, der Bildung und Erziehung das vorzuziehendere sei. Die Unvereinbarkeit der Auffassungen geht dabei so tief, dass es kaum möglich ist, sie nur auf die mehr oder weniger optimistische oder pessimistische Grundhaltung ihrer jeweiligen Vertreter zurückführen zu wollen. Weder die Rosa-Brille noch das geschwärzte Glas in der je persönlichen Sehweise noch der Generationen-Unterschied vermag begreiflich zu machen, warum die einen den Untergang schon als vollzogen betrachten, während die anderen glauben, vielversprechende Neu-Entwicklungen beobachten zu dürfen. Die gegensätzlichen Diagnosen sind vielmehr in der Situation selbst, in ihrem Doppelgesicht, vielleicht gar in ihrer Doppelbödigkeit begründet. Es wäre gut, sich über diese zunächst verwirrende und beunruhigende Tatsache Rechenschaft zu geben, um gerade von ihr aus zu einer nüchternen Schau zu gelangen. Ob diese dann Hoffnungen weckt und nährt, oder kulturpolitisch in noch schwärzere Ratlosigkeit versinken lässt, das ist nicht die erste Frage. Der Christ muss um die Situation wissen, nicht weil er sich zuerst als Kulturpionier betätigen will, sondern um die Möglichkeiten seiner christlichen Einflussnahme zu entdecken. Diese hat ja in jedem Falle zu erfolgen, ob die Zeit günstige Voraussetzungen für eine «christliche Hochkultur» schenkt, oder ob sie viele «Untergänge ohne Würde» voraussehen lässt.

Wir haben selbst in einigen kürzlich hier niedergelegten Gedankengängen von «positiven Konstanten» der Entwicklung geschrieben. Als solche hervorstechende Konstanten nannten wir das «Leitmotiv der Ganzheit» und das «Ringeln um die Person» (vgl. Orientierung 1952, Nr. 11 und 12/13). Beide Erscheinungen sind durchaus typisch für unsere Epoche und richtungweisend für die Zukunft. Vielleicht liessen sich auch noch weitere zukunftssträchtige und zu neuen Hoffnungen

berechtigende Ansätze im Denken und Schaffen der letzten Jahrzehnte aufzeigen. Die Schwierigkeit besteht indes darin, dass sich jeweils auch die diametral entgegengesetzte Tendenz ebenso deutlich vom Gesicht der Zeit ablesen lässt, eine Tendenz, die dann durch alle unsere Erörterungen einen Strich zu machen scheint, oder uns wenigstens in neue Unsicherheit stürzt.

So hat etwa Hans Sedlmayr in seinem viel diskutierten Werk «Verlust der Mitte» (Otto Müller Verlag, Salzburg) gerade die auf fast allen Kulturgebieten sich erfreulich bemerkbar machende Entwicklung zur Ganzheit und dieses neu erwachte «Ringeln um die Person» nicht nur nicht beachten können, sondern die gegenteiligen Symptome als eigentliche Kennzeichen der Situation aufgewiesen. Freilich bleibt Sedlmayr innerhalb seiner Fachwissenschaft und bespricht diese Symptome hauptsächlich im Bereich der bildenden Kunst. Aber mit Recht sieht er in der Kunst das Symbol der Zeit, ist der schaffende Künstler doch meist ein äusserst empfindsamer Seismograph für die Schwankungen in den Tiefenschichten der Kultur. Es dürfte sich darum lohnen, die einander so entgegengesetzten Aussagen einmal zu konfrontieren, vielleicht wird sich dadurch unser Blick für die Situation schärfen und langsam die Sicherheit für das, was von uns gefordert ist, wieder einstellen.

Während wir in dem erwähnten Aufsatz mit gutem Gewissen behaupteten, es verhalte sich heute so, «als ob jahrzehntealte Scheuklappen zu Boden fallen würden, und erst jetzt Auge und Ohr, Phantasie und Vernunft wieder die Wirklichkeit so aufnehmen könnten, wie sie ja eigentlich immer war: in ihren Zusammenhängen und lebendigen Formgesetzen, in ihrer einheitlichen Gestalt und sinnvollen Struktur»... während wir also überzeugt sind, dass die *Idee der Ganzheit* in ihrer äusseren und inneren Prägekraft eine «zentrale Stellung im Prozess des heutigen Denkens und Schaffens einnimmt», und somit ein Wandel der Blickrichtung um 180 Grad vom mechanistischen Sehen zur Schau des lebendigen Organismus stattfindet, — glauben Sedlmayr und mit ihm viele andere Kulturkritiker die gegenteilige Entwicklung konstatieren zu müssen: eine immer stärkere Auflösung, eine völlige Zerbrök-

kelung und Des-Integrierung aller menschlichen Bereiche. Sedlmayr erwähnt zunächst den «Purismus», der ausdrücklich die Isolation jeder Kunst proklamiert, der eine «reine» Malerei bis zur Gegenstandslosigkeit fordert, einen «reinen» Stil, «reine» Architektur usw. Es handelt sich um eine Tendenz, die auf anderen Gebieten zur «reinen Religion», zur «reinen Rasse», in der Natur zu den «Monokulturen» geführt hat. Mit diesem Purismus hängt aber der «Zerfall in die Gegensätzlichkeiten» zusammen. «Im modernen Bauen strebt die Kunst zum Pol höchster Rationalität, in der modernen Malerei neigt sie sich zum absolut Irrationalen»... Weiter blickt Sedlmayr auf die «auffallende Vorliebe für das Anorganische» hin: «Das Jahrhundert, das die anorganischen Elemente beherrscht wie noch nie, ist hilflos dem wirklich Organischen gegenüber, zerstört und verwüstet es auf Schritt und Tritt»... und schliesslich wird dieser Auflösungsprozess vollendet in dem «Loslösen von der Erdbasis»: dass die erdverbundenste Kunst, die Architektur, im Kugelhaus von Ledoux die Erdbasis verleugnen will, beleuchtet «blitzartig den Zustand der Bodenlosigkeit»... Auf den anderen Gebieten aber beweist die Landflucht und die Umsiedlung, die künstlich erfundenen wurzellosen Sprachen (Esperanto, Volapück) den Verlust des Erdgefühls. Bodenlosigkeit wird zum Prinzip.

Alle diese von Sedlmayr aufgezählten Symptome sind nicht das Produkt einer überhitzten Phantasie, sondern nachweisbar, ja greifbar für jeden, der die Augen vor den Tatsachen nicht verschliesst. Sie bilden seit langem die Ursache des Kulturpessimismus und der Untergangsstimmung bei vielen. Allein, auch das Ganzheitsstreben und seine positive Wirksamkeit ist für jeden, der unser Kulturleben kennt, unumstössliche Gewissheit. Wir weisen hier nur noch einmal auf den bereits erwähnten Artikel hin. Es steht also nicht Aussage gegen Aussage, sondern Tatsache gegen Tatsache.

Als zweite, bedeutsame und positive Konstante nannten wir das «*Ringens um die Person*». Sedlmayr (und er steht keineswegs allein) betont umgekehrt den Personzerfall mit allen seinen äussersten Endstadien: «Die Herabsetzung des Menschen hat zuerst in der Kunst krasse Formen angenommen. Sie erscheint mehr oder minder verhüllt in vielen Formen auch anderer Bereiche.» Der Raubtiermensch Nietzsches und Spenglers wird zitiert. Auch Berdjajews Verhältnislosigkeit zur Tiefenpsychologie, die den Menschen «in den Schmutz hineinstampfe», ist für Sedlmayr noch kein überwundener Standpunkt. Er meint aber dabei wohl eher gewisse populär-vulgäre Auswüchse der Psychologie des Unbewussten als ihr eigentliches Anliegen, das wenigstens bei den neueren Tiefenpsychologen die Re-Integration der unbewussten Seelenbezirke in die Ganzheit der menschlichen Person im Auge hat. Hier verfällt Sedlmayr ohne Zweifel selbst einem verkürzten, etwas spiritualisierten Menschenbild — rechnet er doch auch die Psychologie der Primitiven und Kinder, der Geisteskranken und Verbrecher, des Rausches und des Traumes, ja sogar der «Masse» bereits zu den Zonen des Vor- und Aussermenschlichen. Andererseits aber übertreibt er wohl kaum allzu sehr, wenn er behauptet, die «allgemeine Meinung suche die Triebfeder jeglichen menschlichen Handelns mit Vorliebe ausschliesslich in der sexuellen, ökonomischen oder politischen Sphäre». Und es dürfte schon zum Nachdenken anregen, wenn er beiläufig bemerkt, dass die «theoretisch besonders hohe Schätzung der Menschheit durch ein ausgedehntes Fürsorgewesen indirekt wiederum eine Erniedrigung der Menschen bedeute, wenn es auf die leibliche Seite des Menschen eingeschränkt bleibt». Die Entwicklung trieb aber von der Herabsetzung des Menschen weiter bis zu einem eigentlichen Antihumanismus. In der Malerei des Futurismus ist der Mensch in Fetzen gerissen: «In den Menschen beginnen Gegenstände, Lampen, Sofas, Strassen einzudringen, wobei sie die Ganzheit seines Wesens, seines Bildes, seiner unwiederholbaren Persönlichkeit aufheben. Der Mensch stürzt in die ihn umgebende Gegenstandswelt hinein.» Dazu kommt die

Kunst der Neger und der vorgeschichtlichen Epochen, die nicht allein Forschungsobjekt ist, sondern immer mehr Vorbild wird. Die Deshumanisierung schreitet voran. Der Humanismus (im weiteren und eigentlicheren Wortsinne) stirbt, die Person ist ausgelöscht.

Sedlmayr weiss sich hier immer wieder einig mit Berdjajew, Iwanow und oft mit Ortega y Gasset, und kommt schliesslich zum Ergebnis: «Der Mensch als *geistiges* und *sittliches* Wesen sieht heute wirklich so aus wie eine Plastik von Epstein oder Archipenko, wie eine Figur von Picasso oder Dali: die rechten Masse und Verhältnisse sind verloren, Hypertrophien und Atrophien vermengen sich zu einer schaurigen Karikatur.» Das Ende ist dann fast notwendig die Dämonisierung des Menschen und der zynische Hass gegen alles Menschliche und gegen die gesamte Natur. Der Nihilismus und die Vorliebe für das chaotische Durcheinander aller Seinsbereiche manifestieren sich ja tatsächlich in gewissen Werken des Surrealismus. — Damit ist für Sedlmayr «der höchste Punkt der Untersuchung erreicht», der darin besteht, «eingesehen zu haben, dass der gegenwärtige Zustand des Menschen, der in den Symbolen der Kunst transparent geworden ist, eine Störung bedeutet, und dass diese Störung zentral eine kosmische und anthropische und nur peripher eine Störung im sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen Feld ist». Die Person wird liquidiert.

Von kleineren Übertreibungen abgesehen wird man zugeben müssen, wie sehr es sich bei den Ausführungen Sedlmayrs um Tatsachen handelt. Es sind Tatsachen, die auch wir als den «Vorgang der Entpersönlichung» stark betont hatten. Nur meinten wir feststellen zu dürfen, dass mitten in dieser Entwicklung der Nullpunkt von vielen bereits durchschritten sei, und dass darum ein neues, ernsthaftes Ringen um die Person begonnen habe. Oder sind wirklich alle feierlichen Proklamationen der Menschenrechte nur rhetorische Deklamationen, Chloroform für die Naiven — im Grunde ein pompöser Selbst- und Menschheitsbetrug? Hat Kokoschka recht, der kürzlich schrieb: «Justitia geht, die Binde vor den Augen, verschämt, für ein Bett schliesslich mit jedem Staatswesen; sie ist keine Nonne»? Wir glauben es nicht, auch wenn dieser Glaube gegenwärtig schweren Versuchungen und Prüfungen ausgesetzt ist. Was wir aber wissen, das ist die Tatsache, dass es heute fast in jedem Lande kleine Eliten gibt, die den Kampf um die wahre Freiheit und wirkliche Würde der Person zu führen begonnen haben. Und diese Eliten können immerhin die weitere Tatsache zu bedenken geben, dass jene Künstler und morbiden Freunde des Antihumanismus sich auf keine sehr grosse Gefolgschaft verlassen dürfen. Ist es denn nicht so, dass die extremsten Formen des Antihumanismus in der Kunst fast allgemein auf Ablehnung stossen und dass sie z. T. als Ausgeburten krankhafter Einzelner auch keineswegs als repräsentativ für die Gesamtepoche gelten dürfen? Haben nicht selbst gewiegte Kunstkritiker oft keinen direkten Zugang mehr von ästhetischen und allgemein menschlichen Kategorien her zu gewissen modernen Künstlern und ihren Werken, sondern müssen den Umweg über psychopathologische Erkenntnisse beschreiten, um noch verstehen zu können? Hier ist die Kunst keineswegs mehr vollgültiger Ausdruck der Zeit. Mag diese Zeit noch so bedenkliche Krankheitssymptome aufweisen, sie besitzt ebenso unbestreitbar noch gesunde Kräfte, die den Kampf gegen alle untermenschlichen Vorstösse aufgenommen haben. Auch wenn diese unverbrauchten Kräfte noch nicht im akademischen Sinne Kunst zu schaffen vermögen, so ist ihr blosses Dasein und ihr Wirken auf vielen anderen Gebieten doch ein Garant für die Wiedergeburt eines echten Menschentums und der eigentlichen Personwerte. Gibt es übrigens nicht eine grosse Reihe christlicher Künstler von Rang, die eine oft viel stärkere, positive Kulturwirkung ausüben, als die Vertreter der «*décadence*»? Claudel, Bernanos, Mauriac, Le Fort, Bergengruen, Elioth und Schaper sollten nicht so leicht übersehen werden.

So stehen wiederum Tatsachen gegen Tatsachen. Kein Wunder, wenn sich die Diagnosen widersprechen, wenn alle Aussagen fragwürdig und bloss halb-richtig erscheinen müssen. Bedeutsam und entscheidend aber dürfte sein, dass beide Diagnosen an den genau gleichen Wesensfragen ansetzen, eben da, wo es um die Ganzheit und um die menschliche Person geht. Hier sind die beiden Angelpunkte unserer künftigen Kulturentwicklung. Alle übrigen Fragen müssen von da her gesehen werden. Und dieses Ergebnis dürfte es wirklich wert sein, zwei einseitige Diagnosen zu konfrontieren, um ihr Gemeinsames zu erkennen.

Diese Erkenntnis bedeutet die Überwindung jener Ratlosigkeit, die verwirrt fragt, was denn zu geschehen habe. Wir sind der Ansicht, dass in unserem öffentlichen Leben —

und zwar nicht nur in Presse, Film und Radio — sondern schon lange vorher in unserem Bildungswesen, angefangen von der Volksschule bis zu den Hochschulen (und auch Volkshochschulen!) die Werte der organischen Ganzheit und jene der menschlichen Person nicht nur stärker als bisher betont werden müssen, sondern dass sie aus einer ganz neuen Tiefe heraus begründet und aufgezeigt werden sollten. Diese Tiefe ist notwendig metaphysischer Natur. So stellt sich heute neu die Frage nach der Metaphysik, nicht nach einem kurzschlüssigen abstrakten Formelmehanismus, sondern nach einer Seinslehre, die alle modernen wissenschaftlichen Erkenntnisse und neuen menschlichen Erfahrungen umfasst und in ihrem zeitlichen und überzeitlichen Sein sinnvoll versteht.

J. Rudin

Um die Auferstehung der Metaphysik

Gabriel Marcel hat die bemerkenswerte Feststellung gemacht: «Le métaphysicien est semblable à un malade qui recherche une meilleure situation» — «Der Metaphysiker gleicht einem Kranken, der seinen Zustand erleichtern möchte». Mit dem Aufblühen der Naturwissenschaften im 17. und 18. Jahrhundert setzten die ersten Anzeichen der Krisis der Metaphysik ein. Diese Krisis ist der Zersetzungskeim aller Krankheitserscheinungen des abendländischen Geisteslebens, wir haben das Sein und die damit verbundenen Werte verloren, aber das Heimweh ist uns geblieben nach der Beständigkeit des Seins, nach gesicherten Wahrheiten und gültigen Werten. Die sich überstürzenden Systeme, die in der Erscheinung Flucht einen festen Standpunkt zu erringen versuchten, haben eine Fülle von Gedanken und Möglichkeiten zu Tage gefördert. Mit der intensivsten Entfaltung der Geisteskräfte hat der Realismus seinen innern Gehalt noch nicht ausgeschöpft. Andererseits hat der Idealismus die Wirklichkeit zu einer blossen Form der Äusserlichkeit verflüchtigt. Die moderne Naturwissenschaft und Naturphilosophie zeigen die Wege zur Sinnlosigkeit oder zur höchsten Sinnfülle des Daseins. Der Existentialismus wiederum versucht einen neuen Weg, uns einen gültigen Standpunkt zu sichern. Sofern er nicht nach Art radikaler Pessimisten das nackte Nichts zur Heimstatt wählt, will er uns in eine neue Wirklichkeit stellen, eine Wirklichkeit des Erlebnisses und der inneren Erfahrung, für welche die eigentliche Wirklichkeit der Welt ein Geheimnis bleibt. Diese innere Erfahrung fordert die Existenz; sie will das Sein an den Ort der inneren Wahrhaftigkeit und in das Wagnis des Glaubens stellen. Wie soll man bei so verschiedenen Richtungen die geistige Situation beurteilen?

Ist diese Entwicklung zu äussersten Gegensätzen ein Zeichen des Niederganges und der Auflösung der Geisteskräfte, oder bietet sie uns Aussicht für eine Erneuerung durch harmonischen Ausgleich der Gegensätze? Wir teilen den Optimismus von Louis Lavelle, wenn er schreibt: «Nous assistons à une renaissance de la métaphysique authentique.» Diese Erneuerung der Metaphysik hat nichts zu tun mit den Schlagworten vergewaltigender Ideologien, oder mit dem sophistischen Spiel geistreicher Gedankenkunststücke, und erst recht nicht mit einer Weisheit, die auf einen in sich selbst abgeschlossenen Humanismus hinausläuft. Der Weg zur Erneuerung der Metaphysik liegt in einer Philosophie, die uns einführt in das Geheimnis des Menschen, dabei aber zugleich des Gottgeheimnisses sich bewusst bleibt. Die blossen Konstruktion von Gedankensystemen ist noch keine Metaphysik.

Mit Recht sagt Malebranche: Die Ideologie ist eine Perversion des Gedankens, man trifft sie bei Individuen, welche weder die Kraft des Geistes besitzen, um die Wahrheit zu erobern, noch die Freiheit des Geistes, um die Wahrheit zu be-

wahren. Die Ideologie ist Missbrauch und Ausnützung des Gedankens für politische Zwecke und soziologische Experimente. Sie nährt den Sklavengeist, um die Massen zu bändigen. Die Ideologie ist jene Scharlatanerie, die den Einzelnen der eigenen Gedankenarbeit enthebt und ihn zur Selbsttäuschung verführt, dass vorgezeichnete Programme seine eigene Gedankenarbeit seien. Die Ideologie als geistige Ersatzkost ist ein Zeichen des Hungers nach wahren geistigen Werten, nach Metaphysik. Die Ideologie missbraucht diese Sehnsucht zur Entgeistigung des Menschen bis zur brutalen Gewalt, ihre letzte Station ist die Hölle der Konzentrationslager. Die den Ideologien Verfallenen sind das traurigste Verfallprodukt der kulturellen Entartung, weil sie die Krone ihres geistigen Seins, ihre Freiheit, dem leeren Schematismus einer Idee und Konstruktion opfern und dadurch zugleich beitragen, dass die Gewalt der unerträglichsten Tyrannei sich vermehrt. Darin besteht jedoch das negative Verdienst der Ideologie, dass ihre radikale Zerstörung der geistigen Selbständigkeit den Menschen vor die letzte Alternative von Sinn oder Unsinn des Lebens stellt. Ist der Mensch sich einmal über diese Entscheidung klar geworden, dann ist der Weg frei zur Metaphysik.

Der denkende Mensch verschreibt sich nicht den ideologischen Konstruktionen eines menschengemachten Systems. Echtes Denken kennzeichnet sich immer durch seine Selbstlosigkeit und innere Losgelöstheit von subjektiven Interessen. Denken ist Schulung des Geistes, aber diese Schulung fordert zielsichere Absicht, fordert das Achten auf die Bedingungen denkerischer Arbeit, fordert den Glauben an die Vertrauenswürdigkeit der Vernunftkräfte. Dann zeigt sich die Frucht des Denkens im Frieden der Seele und in der Umgestaltung des Lebens. Thomas von Aquin hat mit ergreifenden Worten die geistige Freude als schönste Frucht der forschenden Erkenntnis geschildert (Spiess, Die methodischen Leitgedanken des hl. Thomas von Aquin, Kirchenzeitung 1932). Die tiefste Freude des Erkennens ist jenen vorbehalten, die mit ganzer Seele sich der Wahrheit hingeben. Der Mensch muss arbeiten mit seinem Geiste, um das Leben des Geistes zu gewinnen. Darin sahen schon vor Jahrtausenden die alten Pythagoreer das Ziel aller denkerischen Bemühungen.

Sehr geistreich hat Amiel einen Vergleich zwischen einem Denker und einem Philosophen durchgeführt. Der Denker sei gegenüber dem Philosophen, was der Dilettant gegenüber dem Künstler. Er spielt mit dem Gedanken und schafft aus diesem Spiel eine Fülle herrlicher Dinge. Er bemüht sich aber mehr um die einzelnen Wahrheiten, als um die Wahrheit als solche. Es entgeht ihm das Wesentliche jeden Gedankens, seine tiefste Konsequenz und seine Verbindung mit einer letzten Einheit. Er ist was ein Gärtner im Vergleich zu einem Geologen, er pflügt das Erdreich, damit es ihm Blumen und

Früchte bringe, aber er durchforscht seinen Boden nicht so gründlich, um ihn von Grund auf zu kennen, wie der Geologe. Der Denker ist ein Forscher, der in den Einzelheiten stecken bleibt, der Philosoph bemüht sich um ein Gesamtverständnis des Seienden. In seinem Journal (I., S. 18) behauptet Amiel, dass in Frankreich auf einen Philosophen zehn Denker kommen, in Deutschland auf zehn Denker zwanzig Philosophen. In Frankreich seien Voltaire und Valéry typische Beispiele im sakrilegischen Missbrauch des Geistes: ein Denken, das in sich selbst sich einspinnt, das nur in sich selbst sein Gefallen und Genügen findet, und hinwiederum sich selbst verspottet und preisgibt. Ein Denken, das auf alle Fälle sich zu nichts verpflichtet. Die Sophisten Griechenlands sind dieser Versuchung erlegen.

Philosophie in des Wortes ältester Bedeutung ist Lebensweisheit. Sie ist nicht blosses Erkennen, sondern auch ein Weg der geistigen Reinigung, eine Vorstufe der Einigung mit Gott. Wenn jeder Mensch es anstellen wollte wie Sokrates, in allem Tun und Lassen sich von der Überlegung leiten zu lassen, dann wäre grösserer Friede und weniger Leid unter den Menschen. Und immer bleibt aktuell, was Plato im Theätet als den Weg zum Glück bezeichnet: die Flucht in die Höhe durch Nachahmung des einen Guten, soweit es uns möglich ist. Man darf daher die lebendigen, persönlichen und ethischen Entscheidungen nicht aus der Wahrheitserkenntnis ausscheiden, wenn man nicht die Wahrheit ihrer Universalität und damit das Sein seines eigentlichen Wesens berauben will. Wahrheit und Gutheit müssen einander durchdringen und eine entgegengesetzte Trennung führt zur Verkennung ihres Wesens. Nur von dieser einheitlichen Grundstellung aus lassen sich Rationalismus und Irrationalismus überwinden.

Vier Prinzipien sind es, von denen die grossen Weisheitslehrer vergangener Jahrhunderte sich in ihrem Ringen um metaphysische Einsichten leiten liessen: 1. Vertrauen auf die Kraft der Vernunft; 2. Demut in Anerkennung der Begrenztheit der Vernunftkraft; 3. kühne Grosszügigkeit und Weite; 4. höchste persönliche Anteilnahme im Innern. Das Vertrauen auf die Kraft der Vernunft schliesst den Verzweigungsschrei Luthers über Betrügerin und Hure Vernunft aus, dieses Vertrauen wendet sich auch gegen die Beschränkung Kants auf die Kritik der reinen, der praktischen und aller sonstigen Vernünfte. Das Vertrauen auf die Vernunftkraft bewahrt vor Steckenbleiben in der Zweifelsucht, vor der Engstirnigkeit jener Philosophie, die nur das anerkennt, was sie mit Händen packen kann, des Empirismus und Positivismus. Der Ausgangspunkt dieses Denkens ist die Philosophie des gesunden, hausbackenen Menschenverstandes; es ist das allgemeine, normale und gesunde menschliche Denken, das sich hier zeigt, unberührt von jenen Modekrankheiten, die sich sogar zur Torheit versteigen, man müsse zuerst die eigene Existenz beweisen.

Das zweite Leitmotiv der grossen Denker hiess: Demut in der Anerkennung der Begrenztheit der Vernunftkraft. Sie waren glücklich, aus dem Ozean der Wahrheit nur einen Tropfen schöpfen zu dürfen. Endgültiger Besitz und allumfassende Übersicht der Wahrheit ist uns nicht möglich. Es gibt zwar stetigen Fortschritt des Wissens und stetigen Fortschritt der Gewissheit. Aber jeder neue Schritt im Reiche der Erkenntnis zeigt uns ein immer grösseres Feld des Wahren und Wissbaren. Kein Wissen vermag den Reichtum an Wissbarem zu erschöpfen. Das Sein ist immer reicher, als was man von ihm sieht und erfasst. So wenig daher das Sein in voller Überblickbarkeit enthüllt sein kann, ebenso wenig kann auch die Wahrheit des Seins ohne ein ihr innewohnendes Geheimnis bleiben. Daher soll unsere Erkenntnis wohl rational, aber nicht rationalistisch sein, d. h. unsere Erkenntnisse sollen soweit als möglich vernunftgemäss begründet sein. Die eigene Einsicht aber soll nicht als ausschliessliche und unfehlbare Erkenntnisquelle gelten. Unsere Vernunft soll erkennen, dass die Kraft ihres We-

sens Vertrauen verdient, dass aber nicht alle Einzelheiten der Ausübung unserer Geisteskraft zuverlässig und unfehlbar sind. Darum ist bei jeder geistigen Arbeit wachsame Nachprüfung notwendig und die Bereitschaft, die von andern gemachten Nachprüfungen gebührend zu berücksichtigen. Das Prinzip der demütigen Anerkennung der Begrenztheit menschlicher Geisteskraft verengert nicht den geistigen Horizont, sondern erweitert ihn, es erzieht zur Ehrfurcht vor der Grösse des Seins.

Kühne Grosszügigkeit und Weite ist darum das dritte Leitmotiv der grossen Weisen. Die Wahrheit dieser Welt hat zu ihrer Quelle die Wahrheit Gottes, die sich in ihr offenbart. Die irdische Wahrheit ruht nirgends in sich selbst, immer ist sie schwebend, unabgeschlossen und bleibt unabschliessbar, weil sie beständig auf weitere Ergänzung angewiesen ist. «Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.» Es ist eines der tiefsten Worte Goethes. «So betrachtet, erscheint die Welt als ein ungeheures Bild und Symbol des göttlichen Wesens, das sich in gleichnishafter Sprache ausdrückt und offenbart. Die Welt als ein solches Feld von Gleichnissen zu lesen wissen, heisst zugleich sie selber und den darin ausgedrückten Gott, so weit er begriffen sein will, verstehen» (Balthasar, Wahrheit, S. 264).

Aus dem Weltganzen in der Vielheit seiner Schichtungen erhebt sich die Frage, ob die Wirklichkeit nur aus einer Seinsform oder aus verschiedenen Seinsformen bestehe. Man mag die Welt als ein hierarchisch gegliedertes Stufenreich von Kräften und Kräftesystemen auffassen, die pluralistischen Tatbestände lassen sich nicht aufheben, weil Materie, Leben und Geist sich als verschiedene Seinsschichten und Urformen des Seienden darstellen. Es ist doch merkwürdig, dass die heutige Physik von der mechanischen Weltdeutung zur spiritualistischen Auffassung hinübergewechselt hat. Unter vielen anderen Zeugnissen darf die Äusserung von Jeans als besonders bezeichnend gelten: «Das Weltall fängt an, mehr einem grossen Gedanken als einer grossen Maschine zu gleichen. Der Geist erscheint uns nicht mehr als ein zufälliger Eindringling in das Reich der Materie; wir fangen an, zu ahnen, dass wir ihn eher als Schöpfer und Beherrscher des Reiches der Materie begrüßen dürfen — freilich nicht unsern eigenen Geist, in welchem die Atome, aus denen unser eigener Geist erwuchs, als Gedanken existieren. Wir haben entdeckt, dass das Weltall Beweise einer Macht zeigt, die mit unserem eigenen Geist etwas gemein hat, nämlich die Neigung, auf eine Weise zu denken, die wir mangels eines besseren Ausdrucks die mathematische nennen.»

Das vierte Leitmotiv der grossen Weisen heisst: Höchste persönliche Anteilnahme im Innern. Der grosse Gelehrte Pasteur erklärte einmal, dass man ein Buch über den Einfluss des Herzens auf den Fortschritt der Wissenschaften herausgeben sollte. Die Seelenhaltung eines Denkers ist dem Senkblei vergleichbar; ist das Herz normal, die Seelenhaltung ruhig und gleichmässig, dann zeigt das Senkblei senkrecht auf das Fundament der Wahrheit. Die Wahrheit ändert niemals, aber der Gesichtswinkel, unter welchem unser Geist auf die Wahrheit stösst, ist ein Ergebnis der Geisteshaltung. Wenn die Richtung der Geisteshaltung in einem abnormalen Winkel auf das Fundament der Wahrheit stösst, dann ist alle Geistesstärke nur von umso grösserer Gefahr. Zum Wissen wird man nur disponiert um den Preis opfervollster Entsagungen. Darum schrieb auch Nietzsche sehr richtig: Jede Eroberung von Erkenntnis kommt von Mut und der Ausdauer rückrichtlich seiner selbst. Angespannteste Aufmerksamkeit und rückhaltlose Hingabe ist der Grundzug aller grossen Geister. Die Fortschritte des Erkennens müssen den ganzen Menschen erfassen. Darum sagt der flämische Dichter Maeterlink: «Es genügt nicht, in der Welt des Wissens eine neue Wahrheit zu entdecken; eine Wahrheit wird für uns erst dann lebendig, wenn sie in unserer Persönlichkeit etwas geläutert und ausgeglichen hat.»

Dr. Emil Spiess.

Wozu Sterilisierung?

Wenn man von Sterilisierung spricht, meint man zumeist die Sterilisierung aus eugenischen Gründen, um «erbkranken Nachwuchs» zu verhindern. Der unmittelbare Zweck des ärztlichen Eingriffes dabei ist die Unfruchtbarmachung des Individuums; aber nicht so sehr die Entkeimung des Individuums als vielmehr die des Zeugungsaktes selber. Der dazu notwendigen Operation oder Behandlungsmethode rühmt man ja gerade nach, dass sie die Fähigkeit zum Akte unangetastet belasse und nur die Folgen ausschalte. Und um letzteres geht es eigentlich bei der gemeinten Sterilisation. Weil gewisse Krankheiten sich vererben, und die Kranken dann der Allgemeinheit zur Last fallen und allerlei Unkosten und Sorgen verursachen, soll das Übel an der Wurzel gefasst und durch Unfruchtbarmachung der Träger der krankhaften Anlagen einer weiteren Vermehrung der Kranken Einhalt geboten werden. Dadurch werde sich auch die Zahl der psychisch und moralisch Belasteten allmählich verringern und damit werden auch grosse Summen der Wohlfahrtslasten eingespart.

Auf solchen Erwägungen beruhen die Sterilisierungsgesetze, die sich nicht wenige Staaten geschaffen haben, beruhten vor allem die Sterilisierungsgesetze des nationalsozialistischen Deutschland.

Sterilität kann auch als Folge bei anderen Operationen, bei Heiloperationen, eintreten. Die Operation eines Tumors z. B. mag die totale oder partielle Entfernung etwa der Ovarien notwendig machen, worauf dann die betroffene Person steril wird. Aber in diesem Falle ist die Sterilität nicht beabsichtigt, ist nicht der Zweck der Operation, sondern nur ein Nebeneffekt; wird nur zugelassen, mit in Kauf genommen. In der Moraltheologie spricht man dabei von einer indirekten Sterilisierung. Um diese indirekte Sterilisierung handelt es sich in unserer Frage nicht, sondern um die direkte, deren Zielsetzung die Ausschaltung der Fortpflanzungsfähigkeit ist.

Das Massenexperiment, das die nationalsozialistischen eugenischen Gesetze zeitigten, — Niedermeyer berichtet darüber in eingehender Darstellung im IV. Bande seines Handbuches der speziellen Pastoralmedizin¹ — gestattet, die Sterilisation in ihren Folgen, in ihren weiteren Auswirkungen und in ihrem Versagen zu überschauen. Die Erkenntnisse daraus bestätigen mit aller Eindringlichkeit die Berechtigung des Vetos von Seiten der Ethik und Moral und lassen wiederum das Prinzip aufscheinen, das schon die Erfahrungen mit dem russischen Massenexperiment der Schwangerschaftsunterbrechung² herausstellten: Niemals kann hygienisch (und wirtschaftlich und völkisch) richtig sein, was sittlich falsch ist. Auf die Dauer wirkt es sich mit natürlicher Folgerichtigkeit gegen das wahre Wohl der Gemeinschaft und des Einzelnen aus, auch wenn die unmittelbare Wirkung für den Augenblick zum Wohle beider zu gereichen scheint.³ Es ist nicht umsonst, darauf erneut hinzuweisen. Denn schon werden wieder Stimmen laut, die nach Sterilisierung rufen. Als ob sich die früheren Gesetze bewährt hätten, und als ob nicht die Sterilisierung auch unabhängig von Erfolg und Misserfolg in sich verboten, widersittlich wäre.

Die ärztlichen Eingriffe, die zur Sterilisierung notwendig sind, werden vom medizinischen Standpunkt aus als unbedeutend hingestellt. Aber so harmlos sind sie nicht, wenigstens nicht bei der Frau, bei der doch die Operation auf dem Wege der Laparotomie erfolgt und nur unter Narkose gemacht wer-

den kann. Die Veröffentlichungen der deutschen Ärzte in den ersten Jahren der gesetzlichen Sterilisation — später wurde jede Kritik daran als «Sabotage des nationalen Aufbaues» aufs schwerste verfolgt — zeigen, dass die Eingriffe gerade bei den Personen, die die Gesetze dafür bestimmt hatten, bei den geistig labilen und kranken, besondere Gefahrenmomente aufweisen und zu schweren psychischen Schäden führen können. Die Opfer der Sterilisation — sie haben sich in Deutschland zu einem «Verbande der Sterilisierten» zusammengeschlossen und sollen sich auf mehrere Millionen belaufen — leiden zumindest psychisch und subjektiv schwer, und viele von ihnen auch körperlich und bedürfen ständiger ärztlicher Behandlung.⁴

Aber die Sterilisation ist in erster Linie nicht eine Forderung der Medizin, sondern der Eugenik: «Erbkranker Nachwuchs» soll verhindert werden. Von hier aus nun erheben sich bereits ganz prinzipielle Bedenken dagegen: Unser Wissen um die Vererbungsgesetze ist sehr unsicher. Wir haben es bei der Vererbung weit weniger mit der Erbllichkeit bestimmter Eigenschaften und Merkmale zu tun, wie man früher vielfach angenommen hat, als mit der Vererbung von Möglichkeiten, die aktualisiert werden können, aber nicht müssen und keineswegs ausschliesslich in einer bestimmten Richtung; sie lassen vielmehr die verschiedenartigste Aktualisierung zu. Und wenn die Sterilisierung wirklich Erfolg haben soll, dann müssen alle Träger der krankhaften Erbanlagen erfasst werden, auch die latenten. Deren aber gibt es — so hat man errechnet — mindestens dreimal so viel als Erbgesunde. Da man aber nur die manifesten Träger erreichen kann, bliebe die Wirkung der Sterilisierung praktisch illusorisch. «In der Sterilisation eine Massnahme zu erblicken, die die Rasse von Erb-leiden und unerwünschten Erbanlagen reinigen und befreien könnte, ist eine Utopie.»⁵ Und wie viel wertvolles Erbgut würde dabei ausgeschaltet! Es ist doch nicht so, dass «erbkranken Menschen» nicht Träger wertvoller Anlagen sein könnten. So mancher unserer geistigen Heroen wäre nicht geboren worden oder hätte sterilisiert werden müssen, wenn man schon in früheren Zeiten die Sterilisierungsgesetze angewendet hätte. Beethovens Vater z. B. war ein schwerer Trinker und Goethes Vater ein schizoider Psychopath; Novalis, Hölderlin, Strindberg, Tolstoj, Michelangelo, Schopenhauer waren Psychopathen; Caesar, Napoleon waren Epileptiker, und man könnte noch viele andere anführen.⁶ Es ist überdies schwer zu entscheiden, ob eine Krankheit erbbedingt ist oder umweltbedingt. Die Dinge liegen also viel komplizierter, als man in manchen Kreisen anzunehmen geneigt ist.

Aber schliesslich dürfen die biologischen und praktischen Gründe nicht die ausschlaggebenden sein. Sonst würde man mehr nach dem Grundsatz handeln: Recht ist, was nützt, und: Der Zweck heiligt die Mittel. Man muss vielmehr zuerst die Frage stellen: Ist ein Eingriff in die körperliche Sphäre, wie ihn die Sterilisation darstellt, überhaupt sittlich erlaubt? Ethik und Moral sagen uns — Nein. Denn die Sterilisation ist Beraubung einer wichtigen Organfunktion, die noch dazu im Dienste der Art steht; ist eine Verstümmelung in ähnlicher Weise wie etwa Blendung der Augen. Der Mensch aber hat kein absolutes Herrschaftsrecht über seinen Körper, weder über seinen eigenen noch über den eines anderen Menschen. Er darf sich

¹ Niedermeyer, Handbuch der speziellen Pastoralmedizin, IV. Band. Wien 1951, Herder.

² Vgl. Müller, Medizinische Indikation für die Schwangerschaftsunterbrechung? «Orientierung» 1952, Nr. 10., S. 113 f.

³ Vgl. Niedermeyer, a. a. O., S. 235.

⁴ Ebd. S. 170.

⁵ Bauer, Zur Beurteilung der durch Sterilisierung erzielbaren eugenischen Resultate. Wiener med. Wochenschrift 1936, Nr. 33, bei Niedermeyer, a. a. O., S. 211.

⁶ Niedermeyer führt eine lange Liste weiterer Fälle an, a. a. O., S. 214.

deshalb weder das Leben nehmen noch ein Glied gewaltsam abtrennen noch es für seine Funktion untauglich machen. Wo er es tut, versündigt er sich gegen das V. Gebot, also gegen ein Gebot des natürlichen Sittengesetzes. Das hat schon Pius XI. in seiner Ehe-Enzyklika erklärt, und dann wiederum das Hl. Officium in seinem Dekret vom 22. Februar 1940 und neuerdings Pius XII. in seiner Ansprache an die katholischen Hebammen. Weil die direkte Unfruchtbarmachung, sei sie dauernd, sei sie zeitlich, unerlaubt ist, darf weder eine Person sich sterilisieren lassen, noch auch ein Arzt jemanden sterilisieren nur zu dem Zwecke, damit keine Schwangerschaft eintrete. Muss eine Schwangerschaft aus wichtigen Gründen vermieden werden, so ist der Weg dazu vor der Ehe der Verzicht auf die Ehe und in der Ehe dauernde oder periodische Enthaltensamkeit. Eine Verstümmelung, d. h. die Wegnahme eines Körperorgans oder einer wichtigen Organfunktion, ist nur erlaubt, wenn sie notwendig ist, um das Ganze, die Gesundheit, das Leben zu retten. Die Sterilisierung aber aus eugenischen Gründen verfolgt nicht diesen Zweck, ist nichts anderes als Verstümmelung, und zwar wegen der Wichtigkeit der Fortpflanzungsfähigkeit eine schwere Verstümmelung, deshalb auch eine schwere Verletzung des Sittengesetzes. Auch nach dem staatlichen Gesetze wird eine Körperverletzung, die den Verlust der Zeugungsfähigkeit zur Folge hat, als Verbrechen bestraft. Es mussten erst Ausnahmegesetze geschaffen werden, als man daran ging, eine andere als zu Heilzwecken ausgeführte Sterilisation für rechtlich erlaubt gelten zu lassen.

Bei dieser gesetzlichen Sterilisation kommen aber noch andere Erwägungen in Betracht, Erwägungen sozialetischer Natur. Es geht da um die Frage nach dem Verhältnis von Staat und Einzelperson und um die Grenzen der Staatsgewalt. Hat der Staat überhaupt das Recht, solche Gesetze zu geben und danach zu sterilisieren?

Wer von vornherein, wie es der nationalsozialistische Kollektivismus getan hat, und wie es schliesslich jeder Kollektivismus tun muss, mag er idealistisch oder materialistisch gefärbt sein, wer von vornherein den Staat als oberste, unabhängige Macht auffasst und den einzelnen darin aufgehen lässt, der wird folgerichtig dem Staat auch das Recht einräumen, nach Gutdünken über den einzelnen zu verfügen. Zwangssterilisation ergibt sich dann von selbst. — Aber der Mensch ist nicht eine blossе Nummer, nicht ein Zug- und Tragtier für den Staat. Er ist nicht um des Staates willen da, sondern der Staat ist um des Menschen willen da. Die Würde des Menschen als eines geistigen auf Gott hin bestimmten Wesens verbietet, ihn als blosses Mittel zu betrachten und zu gebrauchen. Er ist eine selbständige Persönlichkeit mit unveräusserlichen Rechten, und zu diesen Rechten gehört auch die leibliche Unversehrtheit und das Recht auf die Ehe. Der Staat muss diese Rechte achten und schützen und darf sie nicht wegnehmen und nicht verletzen.

Man hat dagegen eingewendet, ein «erbkrank» Mensch habe gar nicht das Recht auf die Ehe und die Fortpflanzung. Auch wenn das wahr wäre, so folgt daraus noch nicht, dass der Staat ihn daraufhin sterilisieren dürfe. Denn das genannte mangelnde Recht würde nur beweisen, dass der Betreffende nicht befugt ist, von seiner Zeugungsfähigkeit Gebrauch zu machen, nicht aber, dass er die Zeugungsfähigkeit nicht haben dürfe, und noch weniger, dass der Staat sie ihm rauben dürfe. Der Staat mag das Recht haben, solche zu asylisieren und so an dem Gebrauch ihrer Fähigkeit zu hindern. Aber er hat nicht das Recht, in das Haben der Organe und ihre Unversehrtheit einzugreifen. Er hat wohl das Recht, Minderwertige zu entmündigen und sie dadurch an der selbständigen Verwaltung ihres Vermögens zu hindern; aber er hat nicht das Recht, ihnen das Vermögen zu nehmen. Zum Recht auf die Ehe sagt Pius XI.

in seiner Enzyklika «Casti connubii»: «Es ist nicht recht, Menschen, die an sich zur Eingehung einer Ehe fähig sind, aber trotz gewissenhaftester Sorge voraussichtlich nur einer minderwertigen Nachkommenschaft das Leben geben können, schon deshalb einer schweren Schuld zu zeihen, falls sie in die Ehe treten, wenn ihnen auch oft die Ehe zu widerraten ist.»⁷

Dass Minderwertige Nachkommenschaft zeugen können, mag für die Gesamtheit ein Übel sein. Aber ein viel grösseres Übel wäre es, wenn man dem Staate das Recht zum Eingreifen in die Privatsphäre und in die leibliche Unversehrtheit der Untertanen einräumen würde. Denn dann gibt es keinen Damm mehr gegen das Eindringen der alles zerstörenden Allmacht des Staates. Dann kann man ihm logischerweise auch nicht mehr das Recht auf Euthanasie, das Recht auf Vernichtung «lebensunwerten Lebens» absprechen. Die Übel, die daraus folgen, sind ungleich grösser und verhängnisvoller als alle die Misstände, die von den Minderwertigen kommen. Diese Misstände lassen sich nicht vermeiden; man muss sie hinnehmen. Es wäre ein utopischer Glaube, wenn man annähme, es liesse sich auf Erden ein ideales Reich ohne Leid und Störung verwirklichen. Leid und Unangenehmes gehören nun einmal hinein in die Welt, die unvollkommen ist. Aber, wie gesagt, viel grösser wären die Übel, wenn man das Prinzip der körperlichen Unverletzlichkeit aufgäbe. Denn dann fällt jede Rechtssicherheit dahin.⁸

Aber der Staat muss gegen ein Überwuchern der Degenerierten doch etwas tun! — Gewiss. Und es sind ihm auch allerlei Massnahmen erlaubt. Gegen gemeingefährliche Minderwertige und Erbkrankte wird das wirksamste Mittel immer die Zwangsbewahrung sein. Um sie kommt der Staat nicht herum, auch wenn er sterilisiert. Denn der Trieb bleibt nach einer solchen Operation erhalten, und weil nun die Sterilisierten keine Folgen mehr zu befürchten haben, werden sie um so ungemindert den Trieb zu befriedigen suchen und dann als Träger von Geschlechtskrankheiten und als Freiwiller der Prostitution nur noch mehr Unheil anrichten. Also müssen sie doch wieder asylisiert werden. Wozu dann sterilisieren? Mit Recht sieht deshalb der Entwurf zum deutschen Bewahrungsgesetz für solche Erbkrankte von der Sterilisation ab und dafür Bewahrung vor.⁹

Wichtige Massnahmen im prophylaktischen und eugenischen Sinne sind auch Bekämpfung von Schmutz- und Schundliteratur und der öffentlichen Sittlichkeitsgefährdung. Auch bei Minderwertigen und Verwahrlosten liegt die Schuld nicht immer in der Vererbung. Ihr Zustand ist oft nur die Folge ungünstiger Verhältnisse oder persönlicher Verschuldung. Noch wichtiger als diese Verhütungsmassnahmen sind Massnahmen zur Hebung der Volksittlichkeit, sind sozialwirtschaftliche Gesetze zur Förderung der wirklich erbgesunden kinderreichen Familien und zur Ermöglichung eines naturgetreuen Ehelebens. «Ohne solche ‚moralische Aufrüstung‘ würde keine noch so rigorose Sterilisation die Zunahme schwerster psychischer und moralischer Störungen verhindern können; mit einer solchen ‚Seelensanierung‘ hingegen liesse sich die Welt ohne Sterilisation — und nur ohne sie — wieder ins Gleichgewicht bringen.»¹⁰

Prof. Dr. Jos. Miller, Innsbruck

⁷ Ehe-Enzyklika Nr. 69.

⁸ Vgl. Schuster, Das Verbot der staatlichen Zwangssterilisation und das Prinzip der Güterabwägung. Gregorianum 1935, S. 16 ff.

Hürth, Gesetzliche Sterilisation. Stimmen der Zeit, Nr. 116 (1929 D), S. 360 ff.

⁹ Die Vorarbeiten zu einem Bewahrungsgesetz in Deutschland. Orbis Catholicus V. (Herder-Korrespondenz), März 1952, S. 282 ff.

¹⁰ Niedermeyer, a. a. O., S. 216.

Hat das Christentum versagt?

1. Das Christentum ist die von Jesus Christus geoffenbarte und begründete Religion. Es ist das durch Christus als dem menschengewordenen Gottessohn geschaffene Gnaden- und Liebesverhältnis zwischen Mensch und Gott, wie es seine Kirche lehrt und vermittelt. Weil der Mensch nicht bloss Einzeler ist, sondern auch Sozial- oder Gemeinschaftswesen, weil zur menschlichen Person nicht bloss das Innere gehört, sondern auch das Äussere, bezieht sich auch das Christentum sowohl auf die innere Haltung wie auf die äussere Gestaltung des Einzellebens und der Gesellschaft. Für das Christliche ist zunächst die Form der Kirche wesentlich. Aber auch die übrigen Bezirke, wie Politik, Wirtschaft, Kultur, muss es mit seinem Geiste durchsetzen.

Als Lehre ist das Christentum die von Christus geoffenbarte Wahrheit von der in ihm wieder zur Teilnahme am göttlichen Leben erhobenen menschlichen Natur und der Erlösung des Menschen von der Sünde und Schuld. — Es lehrt den Menschen den wahren Gott erkennen, von dem alles geschaffen ist, in dem und durch den alles lebt und dem alles zustrebt, der sich als dreipersonlich offenbart, als den Vater und Schöpfer, den Sohn und Erlöser, den Heiligen Geist und Vollender. — Es lehrt den Wert der Menschenseele schätzen und schützen, der höher steht als alle Werte der Welt.

Als Leben ist das Christentum das gnadenhafte Walten und Wirken Christi in den Christen als den mit ihm, dem Haupt, verbundenen Gliedern seines mystischen Leibes.

Auf dem Fundament der christlichen Weltanschauung erstet das Gebäude der christlichen Sitten- und Soziallehre mit seinen Gesetzen über Individuum und Gemeinschaft, Ehe und Familie, Arbeit und Lohn, Gesellschaft und Staat usw.

2. Neuere Geistesströmungen lehnen das Christentum ab, weil es versagt habe: Es sei ohne Erfolg geblieben in der Geschichte, ohne Einfluss auf das öffentliche Leben, machtlos gegenüber Krisen, hilflos gegenüber Unmenschlichkeit! Also könne das Christentum nicht die Kraft sein, die es zu sein vorgibt, die die Menschen zum Guten umwandelt!

Trotz zweitausend Jahren Christentum sind zwei Drittel der Erdbewohner noch heidnisch. Das Drittel Christen ist gespalten in Katholiken und Nichtkatholiken. Die Nichtkatholiken teilen sich in Orthodoxe mit mehreren Eigenkirchen, und Protestanten mit zahlreichen Sekten. Also hat das Christentum nicht einmal die zusammengehalten, welche sich zu ihm bekennen.

Der christliche Geist wäre Liebe und Reinheit. Wo ist aber Liebe im Zusammenleben und Reinheit der öffentlichen Sittlichkeit?

Durch den technischen Fortschritt kann der Mensch sich schützen vor Naturelementen. Er kann sich sichern vor wilden Tieren, aber, in Zeiten der Wirtschaftskrise z. B., nicht vor den «christlichen» Mitmenschen. In Ländern christlicher Kultur folgt ein Krieg dem andern, herrschen Greuel, Gewalttat und Verbrechen.

3. Darauf ist zunächst zu antworten, dass vieles besser wäre, wenn die Welt wirklich christlich wäre. Was an Greueln verübt wurde und verübt wird, geschieht im Namen von Lehren und Mächten, die dem Christentum den Kampf angesagt haben. Dagegen haben viele die Greuel ertragen und in Liebe überwunden, weil das Christentum ihnen die Kraft dazu gab.

Das Christentum ruft immer wieder zum entschiedenen geistigen Kampf auf gegen alle Bedrückung, Ausbeutung, Roheit und Ungerechtigkeit. Das meiste, was in dieser Hinsicht erreicht wurde, ist christlichen Gedanken und Kräften entsprungen.

Wir sehen diese Erfolge oft deshalb nicht, weil das Böse sich leichter nach aussen drängt, während das Gute meist im Verborgenen geschieht. Ein Blick auf das öffentliche Leben der Völker zeigt scheinbar nur ein grosses Versagen der Christen. Doch es lässt auch den grossen Segen erkennen, den die Erziehungsarbeit des Christentums ihnen schon gebracht hat. In unserer Kultur der Humanität, der Sorge für

persönliche Freiheit und Rechte, für die Förderung des materiellen und geistigen Fortschritts der Menschen, die selbst in den Unmenschlichkeiten des Krieges nicht ganz unterging, ist «ein Mittleres jener Tugenden der Wahrheits- und Nächstenliebe, der Energie in der Gestaltung des gemeinschaftlichen Lebens, der Zartheit des Gewissens und der Wärme des Herzens, die schon vor 1500 Jahren zur Zeit des heiligen Augustinus das Christentum gelehrt und geübt hat» (Harnack, Augustin, XXII).

«Der christliche Glaube kann nicht abgeschafft werden; denn über die Grösse und Hoheit dessen, was Jesus Christus in die Welt hereingebracht hat, geht keine Philosophie, kein Liberalismus und kein Marxismus. Im christlichen Glauben liegt alles, was allein imstande ist, den einzelnen Menschen seiner göttlichen Bestimmung entgegenzuführen und die menschliche Gesellschaft zu friedlichem Zusammenleben zu befähigen.» So in der linksstehenden schweizerischen Gewerkschaftszeitung «Der öffentliche Dienst» (24. Juli 1942).

«Freiheit, Wahrheit, Recht, Vernunft, Menschenwürde — woraus schöpfen wir diese Ideen, die der Halt und die Stütze unseres Lebens sind und ohne die unsere geistige Existenz zerfallen würde, als aus dem Christentum, das sie zum Weltgesetz machte?» So Thomas Mann in seiner Schrift «Das Problem der Freiheit» (Bermann-Fischer Verlag, Stockholm 1939, S. 31).

4. Das Christentum hat nie den Anspruch erhoben, Greue und Übelat aus der Welt zu schaffen.

Wo im Neuen Testament von der Zukunft des Reiches Gottes gesprochen wird (in den Reden Christi vom Ende und vom Gericht, Matth. 24 und 25; in der Geheimen Offenbarung), ist nicht die Rede von einem Zustand, in dem alle Mächte des Bösen zum Schweigen gekommen sind, sondern von Krieg, Verfolgung und Mord an den Heiligen. «Denn es wird sich Volk wider Volk und Reich wider Reich erheben, und es wird Hungersnöte geben und Erdbeben von Ort zu Ort» (Matth. 24, 7). «Sie werden euch den Gerichtshöfen ausliefern... Der Bruder wird den Bruder zum Tod überliefern und der Vater das Kind; Kinder werden gegen ihre Eltern aufstehen und sie töten. Ihr werdet von allen gehasst sein um meines Namens willen» (Mark. 13, 9, 12). Klein wird die Herde seiner Bekenner, der ganzen Christen, zu jeder Zeit bis ans Ende bleiben: «Fürchte dich nicht, du kleine Herde!» (Luk. 12, 32). Wäre sie grösser, umfasste sie die Mehrzahl der Menschen, so wäre das Leben auf Erden wesentlich anders und besser als jetzt.

5. Im Christlichen ist der Fortschritt nicht auf gleiche Weise möglich wie in der Welt der äusseren Kulturgüter, der Technik und in den Naturwissenschaften. In der materiellen Welt sehen wir den Fortschritt dadurch, dass eine Verbesserung sich jeweils an dem bisher Erreichten vollzieht. Der Fortschritt in der äusseren materiellen Welt hat die Menschen verleitet, auf allen Gebieten den Fortschritt als eine Anhäufung und Weitergabe von Errungenschaften von Geschlecht zu Geschlecht zu sehen. Im Christlichen gibt es jedoch ein solches Erbe nicht!

Es gibt wohl ein technisches Erbe der ganzen Vergangenheit, weil da die Möglichkeit besteht, die Formen der herzustellenden Dinge immer wieder zu vereinfachen. Die Formen von Stoffdingen sind fest; man kann an ihnen überlegen, ausprobieren, sie anpassen und angepasst zu grösserer Vollkommenheit weitergeben. Ebenso die Resultate der forschenden Wissenschaft. Dieser Fortschritt und dieses Erbe ist aber auf das Reich der Technik, des äusseren Besitzes und der exakten Wissenschaft beschränkt.

Allein schon in der Technik und in den exakten Wissenschaften lässt sich wohl das Ergebnis unseres Könnens weitergeben, nicht aber das Können selbst. Das persönliche

Können des heutigen technischen Arbeiters braucht nicht grösser zu sein als das des vorgeschichtlichen Handwerkers in der Steinzeit oder das seines Vorgängers von 1900.

Auch in Kunst und Philosophie besitzen wir als Erbe vergangener Jahrhunderte nur die Werke. Was sich nicht vermehrt, sondern was bald grösser, bald geringer wird, ganz unabhängig von allen Werken, das ist das Können. Die Gedichte Goethes kommen uns auch heute noch unerreicht und unerreichbar vor, obschon wir seitdem mehr als ein Jahrhundert vorangeschritten sind! Dasselbe gilt von der Musik eines Mozart und Beethoven und den Bildern eines Rembrandt. Die Philosophie eines Plato und Aristoteles hat uns heute noch etwas zu sagen. In Kunst und Philosophie ist das Können eben eine Gabe, die keiner sich nimmt, sondern die man besitzt oder nicht besitzt, und die man nicht weitergibt.

Nur was sich von uns ablösen lässt, das Ergebnis unseres Könnens, kann man kommenden Geschlechtern weitergeben, nicht aber das Können selbst. Dort, wo es vor allem auf das Ergebnis ankommt, wie im Technischen, in der Naturwissenschaft, da gibt es Fortschritt; dort aber, wo das persönliche Können wesentlich ist, besteht ein solcher nur soweit, als das Werk nicht völlig hinter dem Können zurücktritt.

6. Auf dem Gebiet des Religiösen muss jeder einzelne Mensch von vorn anfangen. Auf dem Gebiet des Religiösen zählt — um den obigen Ausdruck zu gebrauchen — das Können allein und das Werk nur noch als Leib, als Ausdruck und Bewährung des Könnens; losgelöst von ihm ist es entleert und wertlos.

Der hl. Paulus drückt das im ersten Korintherbrief so aus: «Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nur ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich die Prophetengabe hätte und durchschaute alle Geheimnisse und besässe alle Erkenntnis, und wenn ich allen Glauben hätte, so dass ich Berge versetzte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich all meine Habe den Armen austeilte und wenn ich meinen Leib den Flammen preisgäbe, hätte aber die Liebe nicht, so nützte es mir nichts» (1 Kor. 13, 1—4).

Wohl stellt uns das Christentum einen Schatz an Lehren, Einrichtungen und Gnadenmitteln zur Verfügung, die uns zu der vollendetsten Heiligkeit und Gutheit emporführen wollen. Aber sie tun dies nicht mechanisch, sondern ein jeder muss sich durch persönlichen Einsatz dieses Erbes aneignen; sonst besteht es für ihn nicht.

Pius XI. erklärte in einer Pilgeransprache am 14. September 1936: «Man zeige Uns eine Gesellschaft, bei der die Grundsätze der Kirche und der katholischen Religion frei und unbehindert durchgeführt werden können, als Norm für die persönliche Lebensführung, für private und öffentliche, soziale und berufliche Gerechtigkeit; für die Heilhaltung der Familie, für den Ursprung und die Ausübung von sozialer Autorität und sozialem Vorrang jeder Art; für die Verbrüderung der Menschen, vergöttlicht in Christo und seinem mystischen Leib, der Kirche; für die Würde der Arbeit, die den Adel erlösender Sühne trägt und die Verheissung ewiger Belohnung erhalten hat; für die Aufgaben der christlichen Nächstenliebe, deren einzige Richtschnur die Not und das Wohl des Nächsten ist, erfüllt

mit einer Liebe ohne Grenzen, weil sie der Liebe Gottes gleicht; man zeige Uns eine Gesellschaft, in der alle diese Grundsätze Wirklichkeit sind und sich frei und ungehemmt mit ihren Voraussetzungen und Folgerungen auswirken können — und Wir fragen dann: Auf welche Weise könnten denn Kirche und katholische Religion mehr und besser zum persönlichen, häuslichen und gesellschaftlichen Wohle beitragen?

Noch mehr aber leisten Religion und Kirche dadurch, dass sie allen, die guten Willens sind, die Mittel an die Hand geben, auf dass sie in der Kraft der göttlichen Gnade, des Gebetes, der Sakramente zu lebendigem Christentum kommen können.

Es gibt jedoch bei der Freiheit des menschlichen Willens auch zahlreiche gefährliche Gelegenheiten, diese Dinge zu vernachlässigen, zu unterlassen, ja ihnen Widerstand zu leisten. Das ist die Erklärung und die Begründung dafür, dass so viel Trauriges möglich ist, nicht nur ohne dass Religion und Kirche eine Schuld daran trügen, sondern gerade in direktem und fortgesetztem Widerspruch und Gegensatz gegen das von ihr gelehrt Gesetz des christlichen Lebens und alle ihre Bemühungen, dieses Gesetz im Leben durchzusetzen» (zitiert in C. Gröber, Handbuch der religiösen Gegenwartfragen, S. 110 f.).

7. Worauf es im Christlichen ankommt, ist die Glut des Herzens und der Aufschwung des Willens, die Hingabe der Liebe und die Bereitschaft zum Opfer. Immer wieder müssen diese von neuem anfangen, die Kultur in allen ihren Gebieten zu verchristlichen und das Gute in ihr zur Geltung zu bringen. Immer wieder müssen wir uns bemühen, Politik, Kunst und Wirtschaft den christlichen Grundsätzen gemäss neu zu gestalten. Es bedarf dauernder Anstrengung, die keinen Augenblick nachlassen darf, soll menschliche Kultur nicht zurückfallen in Unmenschlichkeit.

Wie die Kirche bei dieser Aufgabe hilft, sagt der hl. Augustinus: «Oh katholische Kirche, du wahrhafte Mutter der Christen; du lehrst uns nicht nur die lautere, unbefleckte Anbetung des einen Gottes, den zu besitzen erst des Lebens Seligkeit bedeutet, du machst dir auch die Liebe zum Nächsten so zu eigen, dass wir bei dir in souveräner Wirksamkeit alle Heilmittel finden für die zahllosen Übel, an denen die Seelen durch die Macht der Sünde leiden. Du belehrst und leitest kindlich das Kind, kraftvoll den Jüngling, milde das Alter, wie es einem jeden nach Leib und Seele angemessen ist. Durch dich unterwirft sich der Sohn den Eltern in freier Dienstbarkeit und gebieten die Eltern ihren Söhnen mit der Autorität der Liebe. Du einst Bürger und Bürger, Volk und Volk, Rasse und Rasse, alle Menschen untereinander durch ein Band, das mehr ist als das Band des gemeinsamen Lebens, durch eine wirkliche Brüderlichkeit, indem du sie an ihren gemeinsamen Ursprung erinnerst. Du lehrst die Könige sorgen für die Völker, du mahnst die Völker, den Königen untertan zu sein. Mit welcher Eindringlichkeit sagst du uns, wem man Ehre schuldig ist, wem Herzlichkeit, wem Verehrung, wem Ehrfurcht, wem Trost, wem Zureden, wem Ermahnung, wem Zurechtweisung, wem Strafe, wem Züchtigung, so dass wir lernen, dass wir zwar nicht allen in gleicher Weise alles schuldig sind, allen aber die Liebe und niemandem die Ungerechtigkeit» (De moribus Ecclesiae, Schluss).

Keine Gemeinschaft besitzt aus sich die Macht, den Einzelwillen wirksam an ihr läuterndes und stählendes Gesetz zu binden — auch die katholische Kirche nicht. Die katholische Kirche kann heute weniger als früher verhindern, dass man sich ihrem Einfluss entzieht. Wer sich aber frei mit ganzer Seele ihr hingibt, den erfüllt sie auch jetzt noch mit Mut und Kraft zum Allerschwersten.

K. S.

Abonnement 1952

Wir möchten auf den Einzahlungsschein aufmerksam machen, den wir ausschliesslich jenen Abonnenten in der nächsten Nummer beilegen werden, die ihr Abonnement noch gar nicht oder nur teilweise bezahlt haben. Den ausstehenden Betrag werden Sie auf dem Einzahlungsschein vermerkt finden.

Ex urbe et orbe

Frankreich: Von der sozialen Woche

«Das Elend angesichts des Reichtums». Dies war das Thema der 39. Sozialen Woche in Frankreich, die diesmal in der alten Bischofsstadt Dijon stattfand. Wir bedauerten vor allem, dass eines der einleitenden Referate dieser Lehrkurse in der öffentlichen Berichterstattung zu kurz gekommen ist: dasjenige des Generaldirektors des Nationalen Statistischen Instituts, F. L. Closon. Gewiss, es war technisch, aber gerade diese ganz nüchternen statistischen Feststellungen, so sehr sie selbst noch manchen objektiven Irrtümern unterworfen sind, wobei die wissentlich falschen Angaben der Befragten eine erhebliche Rolle spielen, geben den sich stellenden religiösen und moralischen Forderungen erst ihre realistische Basis. Wenn man z. B. vernimmt, dass die sozialen Lasten der Unternehmer und des Staates in Wirklichkeit von den Arbeitern selbst getragen werden, deren Real-Einkommen sich entsprechend vermindert, sollte man da nicht etwas vorsichtiger mit der Kritik über den «Wohlfahrtsstaat», oder über die stets «fordernden» Arbeiter werden? Wenn man aus den Statistiken der Vereinten Nationen ferner erfährt, dass 10% der Weltbevölkerung über 81% des Welteinkommens verfügen, wundert man sich dann noch, dass überall Kriege, Revolutionen, Putsche wie Steppenbrände unserer westlichen, ach so freien, ach so christlichen Welt entgegenzüngeln und alles, auch das wertvollste, in Asche zu legen drohen? Und diese Christenheit, die zu einem erheblichen Teil unter diesen 10% der besitzenden Welt zu zählen ist, darf sie sich wundern, dass die im Elend lebenden 90% der Weltbevölkerung immer mehr des Glaubens sind, der Christ bete das goldene Kalb mehr an als das Kreuz seines Heilandes? Aber um in unserem Europa zu bleiben: in Frankreich z. B. verdienen 25% der Gehaltsempfänger weniger als 2200 Franken pro Jahr und nur 5% mehr als 6500 Franken. Am Nationaleinkommen ist aber dieser Gehaltsempfänger mit 55% (1950) beteiligt und entsprechend auch an den Steuern!

Ein weiteres wichtiges Beispiel: nur 200 Millionen Menschen können sich mit 3000 Kalorien pro Tag nähren. Dagegen konsumieren fast eine Milliarde Menschen nicht mehr als 10 Gramm Protein pro Tag und Person. In China und Indien ist das mittlere Alter der Menschen nicht höher als 34 Jahre, während es bei uns über 65 Jahre liegt. Aber auch in den südamerikanischen Ländern zeigen sich die Folgen des Elends: so ist z. B. die Kindersterblichkeit in Nord-Brasilien 553 auf 1000 Geburten; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika beträgt sie dagegen 26 auf 1000. Was uns Europäer und Christen nicht hindert, über die ständigen südamerikanischen Putsche und Revolutionen zu lächeln und zu witzeln!

Man muss diese unbestreitbaren Tatsachen ganz klar vor Augen haben, um zu erfassen, wie dringend notwendig solche soziale Wochen sind, wie unerlässlich das ernste Studium dieser Probleme für das Bestehen der Menschheit wurde und wie endlich positive, aktive Folgerungen aus allem gezogen werden müssen, wenn wir der Vernichtung entgehen wollen.

Immer deutlicher zeigen sich in diesen sozialen Wochen kraftvolle Ansätze, die zu einer sozialen und wirtschaftlichen Neuordnung führen, in der das Unternehmen sich vom Kapital, auf das es gegründet wurde, loslöst und ohne juristische Stütze als eigene moralische Persönlichkeit in Erscheinung tritt. Anders ausgedrückt: der Begriff des Profits wird durch den des allgemeinen Dienstes begrenzt. Diese Wandlung kann man schon im praktischen Wirtschaftsleben immer mehr beobachten: Die Direktion des Unternehmens wird dadurch zu einer Art Schiedsrichter zwischen Kapital und Arbeit. Vom Staat als vom Hüter des allgemeinen Wohles aus gesehen, zeigt sich dagegen immer deutlicher, dass alle wirtschaftlichen

und sozialen Gesetze nicht von der politischen Seite her gelöst werden können, sondern ausschliesslich von dem ihnen eigenen Boden. Mehrere Referate wiesen darauf hin und machten darauf aufmerksam, dass die Notwendigkeit, dem politischen ein sozial-wirtschaftliches Parlament mit ihm eigenen Machtbefugnissen anzufügen, deutlich in Erscheinung trete.

H. Sch.

England: Die Labourpartei am Scheideweg

Die katholische Wochenzeitung «America» brachte in ihrer Nummer vom 2. August einen sehr bemerkenswerten Artikel: «British Socialist's new thinking». Darin zeichnet Douglas Hyde, der frühere Redaktor des «Daily Worker», die geistige Lage der englischen Arbeiterpartei, die sich nach einem Wort ihres prominenten Mitgliedes Lord Pakenham heute am Scheideweg befindet. Wenn man vom linken, neo-marxistischen Flügel der Partei unter Führung von Aneurin Bevan absieht, ringt die Partei zur Zeit ernsthaft darum, ihre bisherige Ideologie zu revidieren und neue Wege zu suchen. Als charakteristisch für die Neubesinnung innerhalb der Labour-Führerschaft der Richtung Attlee-Gaitskell mag der Ausspruch eines ehemaligen Labour-Ministers gelten: «Es war in den grossen alten Tagen. Wir standen an den Strassenecken und sagten den Arbeitern, dass die Nationalisierung ihnen neue Gerechtigkeit, neue Verantwortlichkeiten, eine neue Welt bringen werde... Aber das Verwirrende ist, dass wir seither 6 $\frac{1}{2}$ Jahre lang die Macht besaßen und entdeckt haben, dass die Nationalisierung der Produktionsgüter, der Verteilung und des Austausches nicht die magische Antwort auf jedes Problem ist, wie wir einst geglaubt hatten.»

Diese Enttäuschung über die britischen Sozialisierungs-Experimente kommt nicht weniger eindrücklich in einer neuen Schrift mit dem Titel: «Socialism: A new Statement of Principles» zur Sprache: «Der zentrale Glaube der Sozialisten war, dass durch irgend eine Form des Kollektivismus die gerechte und gute Gesellschaft verwirklicht würde. Den verschiedenen Völkern bedeutete Kollektivismus verschiedene Dinge, aber meistens verkörperte er die Idee des Gemeineigentums an Land und Kapital... Die Volksmeinung neigte dazu, an den Sozialismus allzusehr in Begriffen der Nationalisierung zu denken, als ob diese in sich zum Eintritt ins tausendjährige Reich genügen würde... Es ist klar geworden, dass die blosse Tatsache der Nationalisierung nicht automatisch die industriellen und sozialen Beziehungen in der von uns gewünschten Richtung verändert... Ihre früheren Glaubensüberzeugungen führten die Sozialisten gewöhnlich dazu, für eine Vermehrung der staatlichen Macht zu kämpfen. Heute sind sie darin weniger sicher... Es sind manche, die sagen, dass unser Ziel die Dezentralisation sein sollte, denn wir sind alle gewahr geworden, dass die Konzentration der wirtschaftlichen und politischen Macht in den gleichen Händen — beim Fehlen von Abwehrmassnahmen gegen ihre Gefahren — ein Verrat an der Freiheit und Unabhängigkeit des Einzelnen sein könnte. Dessen wirkliche Existenz wird mehr und mehr von Kräften abhängig, die ihrer Natur nach dazu neigen, ihn dem Kollektivwohl zu opfern.»

Ihr volles Gewicht erhalten diese Worte dadurch, dass erwiesenermassen die oberste Labour-Führerschicht, die heute noch die Parteimaschinerie in Händen hat, hinter ihnen steht.

Die Desillusionierung des britischen Sozialismus und das daraus entstandene ideologische Vakuum bewirken in allen Kreisen der Partei ein fieberhaftes Bemühen um neue Ideen und neue Ziele im Hinblick auf die Parteikonferenz von 1953. Es ist den bisherigen Führern klar: Wenn es ihnen bis dann nicht gelingt, mit einem zugkräftigen neuen Programm vor ihre Anhänger zu treten, dann werden die «Bevanisten» die

Zügel der Partei an sich reißen. Interessanterweise wird heute vor allem in den Reihen der Fabian Society, die in erster Linie dafür verantwortlich ist, dass einst die Labour-Partei zu einer sozialistischen wurde, die Forderung laut, das alte sozialistische Gedankengut zu liquidieren und durch neue Zielsetzungen zu ersetzen. Dabei gewinnt der Gedanke der industriellen Partnerschaft zwischen Arbeitern und Staat immer mehr an Boden.

Douglas Hyde weist am Schlusse seines Artikels auf die einzigartige Chance und die damit verbundene Verantwortung der katholischen Labour-Mitglieder hin, zu einer fruchtbaren Neuorientierung der Partei mit dem reichen Gedankengut der christlichen Soziallehre entscheidend beizutragen. Er scheint in seinem Optimismus allerdings nicht ganz so weit zu gehen wie Lord Pakenham, der am 20. Juni im «Catholic Herald» die kühnen und deshalb auch katholischerseits heftig diskutierten Worte schrieb: «Wir Katholiken könnten in der Labour-Partei den Kurs bestimmen.» Dass er damit nicht an ein zahlenmäßiges Übergewicht in der Partei und ebenso wenig an eine Besetzung der Führerstellen durch Katholiken denkt, sondern an eine wirksame geistige Beeinflussung, beweist seine eigene Erklärung: «Wir würden den Kurs der Partei in dem Sinn bestimmen, dass katholische Ideen — und ich denke, dass sie den meisten aktiven Christen gemeinsam sind — zum Gesetz des Landes würden und zum Sozialsystem von morgen.» Stö.

G. Kennan: Amerikas Botschafter in Moskau

George Kennan wurde berühmt durch einen im Jahre 1947 erschienenen Artikel in der amerikanischen Revue «Foreign Affairs», in welchem er die Grundsätze der sogenannten «contained politic» gegenüber Russland darlegte. Kennan war damals einer der Ratgeber des amerikanischen Außenministeriums und Chef der Spezialabteilung für die Koordinierung der amerikanischen Diplomatie, die von General Marshall gegründet worden war. Er ist auch einer der wenigen amerikanischen Berufsdiplomaten, die die russische Sprache völlig beherrschen. Schon dreimal hat er wichtige Posten in der amerikanischen Botschaft in Moskau eingenommen — und zwar zu einer Zeit, in der die Herren des Kreml auf Amerikas Wohlwollen bitter angewiesen waren, so dass er souveräner im Lande herumreisen und seine Kenntnisse vermehren konnte, als dies heute möglich ist, wo er den Rang des amerikanischen Botschafters in Moskau inne hat.

Vor Antritt dieses Postens schrieb er ein Buch: «Die amerikanische Diplomatie 1900—1950», mit dem bezeichnenden Untertitel: «Vor der sowjetistischen Macht». Dieses Buch verdient um so mehr Aufmerksamkeit, als es nicht nur von einem Praktiker, der zugleich Philosoph und Historiker ist, geschrieben wurde, sondern auch weil der bisherige Staatssekretär Acheson die theoretischen Formulierungen von Kennan im grossen und ganzen in die Praxis überführte.

Von welchen Ideen sich Kennan leiten lässt, zeigt folgender Satz: «Es gibt keine gefährlichere Illusion als das Konzept eines totalen Sieges. Es hat uns in der Vergangenheit die schlechtesten Dienste erwiesen und droht auch unsere Zukunft zu bedrohen. Ich fürchte, dass daraus die Irrtümer entstanden sind, die unserer Haltung hinsichtlich der internationalen Probleme zugrunde liegen. . . Wir sollten den Geisteszustand eines Arztes haben, der gewisse Phänomene am menschlichen Körper unvoreingenommen beobachtet und mit seinem Urteil zurückhält. Wir sollten bescheiden gestehen, dass unser nationales Interesse die einzige Sache ist, die wir kennen und verstehen». Die Diplomatie ist für ihn die Funktion, «die Ecken abzuschleifen und die Übergänge zu erleichtern».

Kennan sucht nach den Minimalbedingungen eines Nebeneinander. So ernst er sie auseinandersetzt — auch sie bleiben Wunschträume. Schon die Aufhebung des Eisernen Vorhangs, die er für notwendig hält, ist für das Sowjetsystem untragbar, da für das russische Volk der «Feind» ein anderes Gesicht bekommen könnte, als eine jahrzehntelange sture Lügenpropaganda ihm gezeigt hat. Kennan fühlt selbst ganz deutlich, dass die kleinsten Forderungen, die er glaubt stellen zu müssen, unerfüllbar sind. Und er schliesst: «Die Völker Europas verdanken diese bedauerliche Lage dem rechnerischen Zynismus der sowjetischen Führer und der lebenswürdigen Nachsicht der Westmächte».

Kennan ist sich bewusst, dass, selbst wenn sich das System in Russland ändern würde, es niemals «ein Russland unter einem liberal-demokratischen Kapitalismus sein würde, mit Institutionen, die unserer eigenen Republik gleichen. Russland habe das Privatunternehmen kaum gekannt. Auch fehle in seiner Sprache das Wort «Geschäftsmann»; sie kenne nur das Wort «Händler». Der Handel sei in Russland stets wichtiger gewesen als die Industrie. Daran habe sich auch jetzt nicht viel geändert, denn die Industrie sei rein staatlich. Man dürfe vor allem auch nie vergessen, dass ein System, das dreissig Jahre dauerte, notwendig auch viele gute Einrichtungen habe schaffen müssen. Jedes neue System müsse damit rechnen, dass sowohl positive wie negative Züge der kommunistischen Wirtschaft bleiben. Wie die Dinge heute liegen, müssten die Vereinigten Staaten fortfahren, die sowjetische Union wie einen Rivalen und nicht wie einen Partner in der politischen Arena zu behandeln. «Der sowjetistische Druck gegen die freien Institutionen des Westens könne aufgefangen werden durch eine geschickte und wachsame Anwendung einer Gegenkraft auf eine Reihe von geographischen und politischen Punkten, die sich ständig ändern, je nach den politischen sowjetistischen Manövern.»

Der Autor verbirgt nicht seine Sympathie, ja Liebe für das russische Volk, das durch die Zeiten hindurch «die kleine Flamme des Glaubens an die Würde des Menschen» unterhalten habe, wie auch für die russische Kultur, «ein ausserordentlich wichtiger Teil des allgemeinen kulturellen Fortschritts der Menschheit». Den wichtigsten Einfluss auf die inneren Verhältnisse Russlands könne Amerika nur durch das Beispiel ausüben, und zwar nicht nur durch das Beispiel in bezug auf die Anderen, sondern vor allem in bezug auf sich selbst. «Wenn unser Licht mächtig ist, dann können wir sicher sein, dass seine Strahlen in das Innere Russlands dringen werden und die Dunkelheit, die dort herrscht, zerreisst.» Herr Kennan glaubt an eine Änderung des Systems, ohne sie anders beweisen zu können, als durch philosophische Überlegungen. Es könne keine Stabilität eines Regimes geben, das sich auf die schlechten und schwachen Eigenschaften der Menschen stützt. Ein Regime, das dank der Degradation des Menschen zu leben versuche, das sich von seinen Ängsten nährt und von seiner Kapazität, zu hassen, könne nicht dauern. Damit meine er nicht die russische Revolution an sich, die ein komplizierteres Phänomen sei, dessen Wurzeln tief in der russischen Geschichte liegen würden. Abgesehen davon: man könne die Macht nicht vererben. Früher oder später würde jeder Polizeistaat wie eine monotone, sich immer wiederholende Pornographie jedermann langweilig, selbst denjenigen, die ihn führen. «Erheben wir uns über diese kindischen Reaktionen, und sehen wir die Tragödie Russlands teilweise als unsere eigene Tragödie an, und das russische Volk wie unseren Kameraden in einem langen und rauhen Kampf für ein glücklicheres System des Nebeneinander sowohl der Menschen wie der Natur auf unserem bewegten Planeten.» H. Schwann.

Buchbesprechungen

Leibbrand Werner: Der göttliche Stab des Askulap. Vom geistigen Wesen des Arztes. Otto Müller Verlag, Salzburg, 1952. 480 Seiten.

Die Medizin hat an der Wendung des heutigen Denkens Anteil. Auf der einen Seite muss sie sowohl als Wissenschaft wie auch in der Praxis sich immer mehr der Spezialisierung hingeben. Nur so ist wissenschaftlicher Fortschritt und praktische Heilung, wenigstens in schwierigeren Fällen, möglich. Zu gleicher Zeit aber ist sich die Medizin wieder bewusst geworden, dass sie es nicht nur mit kranken Organen und Funktionen zu tun hat, sondern mit kranken Menschen. Der Ganzheitsgedanke und damit der Einbau des Einzelnen ins Ganze des Menschen und der Menschheit ist wieder ins Bewusstsein der Ärzte getreten. Die zweite Wendung besteht darin, dass man im Unterschied und Gegensatz zu einer materialistisch-mechanistischen Betrachtungsweise wieder nach dem geistigen Hintergrund der Krankheit fragt. Und zwar nicht nur nach dem metaphysischen Hintergrund, sondern auch und ganz besonders nach dem religiösen. Damit ist die Verbindungslinie von Theologie und Medizin gegeben. Auf den ersten Seiten der Bibel ist im Anschluss an den Sündenfall von einer religiösen Begründung des Schmerzes die Rede. Dieser Gedanke zieht sich durch die ganze Heilige Schrift. Christus wirkt nicht zufällig immer wieder Heilungswunder. Und er hat den Aposteln Sendung und Vollmacht gegeben nicht nur zum Predigen, sondern auch zum Heilen. Die Frage nach dem Seelischen und dem Religiösen stellt sich nicht nur für psychische und psychogene Krankheiten, sondern für das Kranksein als solches.

Diesem Einbau der ärztlichen Forschung und Arbeit ins philosophische und theologische Denken geht Leibbrand in seinem Buch, das nun in dritter, erweiterter Auflage erschienen ist, nach. Er breitet ein ungeheures geschichtliches Material aus, von den Vor-Sokratikern durch alle Jahrhunderte bis hinein in die unmittelbarste Gegenwart. Ein erstaunliches Wissen verbindet sich mit philosophischen und theologischen Kenntnissen. Wenn man von einem Mangel reden darf, besteht dieser höchstens im Zuviel des Gebotenen. Die Fülle der Namen und des Materials erdrückt gelegentlich die durchgehende Linie. Zum mindesten hätte man gern als Abschluss noch ein abrundendes Kapitel gehabt, in welchem nun die Verbindungslinien zur Theologie klar und sauber herausgearbeitet würden. Aber vielleicht will der Arzt und Medizingeschichtler das bewusst dem Theologen überlassen. Denn dieser müsste sich nun mit dem gebotenen Material auseinandersetzen und von seiner Seite her die Dinge aufgreifen, die hier teils als Frage, teils als Lösungsvorschlag an ihn gerichtet sind.

Auf alle Fälle ist das Buch ungemein anregend und ruft einer Diskussion.

Eine solche dürfte sich aber nicht in Einzelheiten oder gar in Kasuistik verlieren, sondern müsste auf das Grundsätzliche eingehen. Denn um dieses ist es dem gelehrten Verfasser zu tun. R. G.

Regnier Paule: Die Netze im Meer. F.H. Kerle Verlag, Heidelberg, 1951. 222 Seiten.

Die Situation im Roman ist ungewöhnlich zugespitzt: Ein französischer Chirurg kommt mit seiner Frau überein, dass sie beide ins Kloster gehen wollen. Der Mann findet tatsächlich im Ordensleben seine volle Befriedigung. Dagegen gelingt es der Frau, die ihr Jawort nur aus Liebe zum Mann gegeben hat, in keiner Weise, auf diesen zu verzichten. Der Ausweglosigkeit der Verzweiflung entzieht sie sich durch Selbstmord. Von dem Tage an ist der stille Mönch gezeichnet und belastet. Er trägt schwer unter der Verantwortung, ist im Konvent isoliert und fühlt sich zu nichts mehr nütze. Ein weitblickender Abt lässt ihn aber nach einiger Zeit wieder seelsorglich tätig sein. Und nun wird er der Beichtvater derer, die in verzweifelten Fällen nirgendwo Lösung und Antwort finden.

Das ist der Ausgangspunkt des Romanes. Mit einem dieser verzweifelten Fälle setzt die Erzählung erst richtig ein. Eine geschiedene Frau hat sich in bloss ziviler Ehe mit einem Offizier verheiratet. Dieser wird des Hochverrats angeklagt, weil er einer fremden Macht Geheimdokumente in die Hand gespielt habe, wird verurteilt und in die Strafkolonie verbannt. Er ist aber unschuldig. Seine Frau nimmt den Kampf auf. Den gegnerischen Rechtsanwalt, der sie mit Zudringlichkeit für sich gewinnen will, schießt sie nieder, wird vom Gericht freigesprochen, ist aber ebenfalls eine Gezeichnete. Sie sucht bei diesem Mönch im Sprechzimmer und Beichtstuhl Hilfe. Sie findet Hilfe. Aber beim Freispruch und der Rückkehr ihres Mannes kann sie sich nicht entschliessen, von diesem zu lassen und lebt somit in ungültiger Ehe. Der zweite Weltkrieg führt den Mönch als Feldprediger an die Front und als Spitalseelsorger ins Lazarett. Dort trifft er

mit einem seiner früheren Arztkollegen zusammen und auch mit der Frau deren Mann als Verwundeter in das gleiche Lazarett eingeliefert wird. Die Verwicklungen enden mit dem Tod des verwundeten Offiziers, mit dem Selbstmordversuch des ungläubigen Chefarztes. Aber das Dazwischentreten des Mönches hat zur Folge, dass die Kugel diesen trifft.

Man wird mit Recht sagen können, dass diese Zuspitzungen der Situation etwas gewaltsam seien und die Kombinationen gelegentlich gesucht. Trotzdem sind es zwei Dinge, die an diesem schmalen aber inhaltsreichen Buch fesseln. Das ist einmal die seelsorgliche Feinheit und das seelische Geschick der Einfühlung, das dieser Mönch zeigt. Es ist Seelsorge im vollendetsten Sinn des Wortes. Denn jede Seele, die diesem Mann begegnet, wird für ihn eine Sorge, die er nicht mehr abwirft. Er lebt sich in den betreffenden Menschen völlig hinein, trägt seine Last, übernimmt für ihn die Verantwortung, leidet mit ihm, kämpft um ihn, opfert sich für ihn. Die Szene, in der er einem Mädchen, das bei der Bombardierung durch Glassplitter lebenslanglich blind geworden ist, sein hartes Schicksal eröffnet, ist meisterlich gezeichnet. Der Seelsorger weicht nicht aus, tröstet nicht billig, sondern führt das Mädchen zu Christus und zeigt ihm die grosse Lebensaufgabe, die sich gerade im Opfer der Blindheit lösen lässt. Der Mönch ist ein Seelsorger, der wirklich aus den Tiefen Christi schöpft und sorgsam und verständnisvoll von diesem Reichtum austeilte.

Ein Zweites: Es zeigt sich im Roman, dass nur der Glaube letzte Lösungen gibt, während die Glaubenslosigkeit zu Scheinlösungen führt, die keinen Bestand haben oder zu Kurzschlusslösungen des Selbstmordes treibt.

Trotz allem Grossen, sowohl im Inhalt wie in der Form der Darstellung, ist andererseits festzuhalten, dass der Mönch doch zu sehr unter der schweren Last seines Lebens und aller Verantwortungen leidet. Es ist immer wieder ein mühsames Durchstossen zum Glauben und zum Ja-sagen. Es liegt auf diesem Menschen mehr von der Last Jobs als vom Glanz der Frohbotschaft. Ein zweites Bedenken betrifft die Seelsorgsmethode. So ergreifend der persönliche Einsatz dieses Seelsorgers ist, so nüchtern muss man andererseits feststellen, dass diese Art doch nur Ausnahme sein kann. Wie soll ein Seelsorger, der die Verantwortung für Tausende trägt, einem Einzelfall in dieser Weise nachgehen? Dann müssten wir zehn- oder hundertmal so viele Priester haben, und die Seelsorge würde eigentlich recht kompliziert. Auch ein Arzt kann sich nicht bloss dem einen oder andern Kranken widmen. Ebenso wenig der Seelsorger. Bei allem Idealismus muss hier auch wieder mit der Wirklichkeit gerechnet werden.

So wird der Roman zu ernster Mahnung und zur Glaubensvertiefung für alle Leser und zu einer Art Gewissenserforschung für alle Seelsorger. Aber es wäre unrichtig, aus einer einmaligen und zudem aussergewöhnlichen Situation gewissermassen eine allgemeingültige Formel oder Forderung abzulesen zu wollen. R. G.

Wust Peter - Marianne Weber: Wege einer Freundschaft. Briefwechsel. Mit Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben von W. Th. Cleve. F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg 1951.

1927, auf einer Tagung in Heidelberg, begegnete Wust, der damals noch Gymnasialprofessor in Köln war, der fast dreissig Jahre älteren Gattin des 1920 verstorbenen Soziologen Max Weber. Es wurden zwar nur ein paar nichtssagende Worte gewechselt, aber Wust, leicht entflammbar und rasch zu begeistern, schrieb an Marianne Weber schon ein paar Tage später einen recht ungewöhnlichen und schwungvollen Brief. Sie gab ihm Antwort, ein wenig erstaunt, ein wenig auch belustigt und doch wieder angerührt von dem seltsamen Mann, der Philosoph war und doch beinahe schrieb wie ein junger Bakkalaureus der schönen Künste. Damit begann eine Korrespondenz, die zuerst sehr stürmisch war, dann temperierte, wurde, aber mit Wusts Berufung auf den philosophischen Lehrstuhl in Münster spärlich zu werden begann und sich schon im 1933 im Sporadischen verlor. Man hat jetzt diese Briefe gesammelt, an die vierzig von jeder Seite, und sie vor einem Jahr herausgegeben mit einem Anhang von kleineren Aufsätzen Wusts und einer Einleitung von W. Th. Cleve.

Die Briefe sind an sich nicht sehr bedeutend, aber psychologisch interessant, und sie runden das menschliche Bild des münsterschen Existenzphilosophen. Sie bilden eine Ergänzung zum schon edierten Briefwechsel Wusts mit Pfleger, und es wäre im Zusammenhang mit diesem nun sehr vieles über Wust zu sagen. Aber es ist hier nicht der Ort dafür, und es müssen einige Hinweise genügen.

Dass Peter Wust ein etwas schwieriger Charakter war, das ergibt sich auch aus diesen Briefen, und es ist wieder deutlich geworden, wie

sehr seine Philosophie von Ungewissheit und Wagnis zum Kern seines Lebens gehörte und zu seiner individuellen Problematik. Zu weich und gefühlig, verwundbar und sentimentalisch (und das heisst nicht sentimental, sondern auf sich zurückgerichtet und in Reflexionen verfangen), trieb ihn das Denken ins Abenteuer des Geistes, wo er wie ein verlorener Sohn nur wieder den Rückweg suchte. Das spürt man auch aus diesen Briefen. Aber Marianne Weber gab hier nur ein schwaches Echo. Diese zwar kluge und sehr gebildete Frau war nicht die rechte Partnerin für Peter Wust; denn dort, wo des Philosophen durchlebte Philosopheme begannen, versagte ihre Metaphysikverschlossenheit die Resonanz, und das, vermute ich, war wohl der tiefere Grund, warum die Korrespondenz nach einigen Jahren für Wust untauglich wurde. Er hatte sich getäuscht und zog sich leise wieder zurück. Aber er täuschte sich auch sonst in dieser Frau. Doch das war seine Schuld, und das hing mit seinem leicht erhitzbaren Gemüt zusammen und dass er aus seiner Einsamkeit heraus die deutschdemokratische Parlamentarierin, die nach vielen Seiten in gesellschaftlichem Konnex stand, als etwas sah, was sie nicht war und nicht sein konnte. Sie wehrte auch immer wieder ab, wenn Wust wie ein kleiner Junge seinem «lieben Mütterchen Marianne» schrieb als ihrem «in reinster Liebe ganz hingebenen Sohn»; aber dann machte sie wieder mit, halb ernst, halb lachend, nahm es wohl ein wenig für ein gefühlvolleres Spiel und hütete sich, die Tiefenschichten der Seele anzurühren, die hin und wieder manifest zu werden drohten. Auf die Dauer aber war der mütterliche Balsam, den diese Frau ihm geben konnte, doch nicht ganz genügend; Wust wird gespürt haben, dass sie zu konventionell war, nicht unecht, aber zu oberflächlich. Das Ideal verblasste, und mit der Entzauberung kam die Ernüchterung. Und in solchen Lagen ziehen sich Menschen von seiner Art denn auch sogleich wieder zurück, um irgendwo ein neues Ideal zu projizieren und neuen Enttäuschungen entgegenzugehen... Aber diese Perspektive gehört ja nun nicht mehr zum Briefwechsel Peter Wust-Marianne Weber, sie hängt nur mit dem Mann zusammen, der uns interessiert, weitaus mehr natürlich als die Frau, die von Vortrag zu Vortrag reisend, von Tagung zu Tagung, von Mensch zu Mensch, den Philosophen von Münster bald wieder vergass.

Bert Herzog

Mario Galli **MARIA**

des Erlösers hohe Gefährtin

«Orientierung», Auf der Mauer 13, Zürich 1

72 Seiten, broschiert, Fr. 2.50

Zu beziehen durch Rex-Verlag, Luzern

Die Broschüre bearbeitet in äusserst gründlicher Weise die Neuerscheinungen und Diskussionen, die durch die Dogmatisierung der Himmelfahrt U. L. Frau bei Freund und Gegner angeregt wurden. Die Grundfragen werden klar herausgestellt und die katholische Lösung gut unterbaut vorgelegt. Eine Gesamtschau der neueren Literatur ist beigelegt.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telefon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharrerstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth Hr./Ro., c/o No. 86047 Strassburg. — Italien-Vatikan: Jährlich Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Jährl. Sch. 30.—. Einzahlungen an Creditanstalt-Bankverein, Filiale Feldkirch, Scheckkonto 65.707.

WOCHE

zählt auf Sie, den Leser, der ohne billige Sensation auskommt und eine Illustrierte wünscht, die modern ist, aber den Mut hat, gegen den Strom der verflachenden illustrierten Presse anzuschwimmen.

Verlangen Sie Probenummern, Prospekte und Versicherungsbedingungen. Abonnements durch die

Administration **WOCHE**, OLTEN, oder beim Vertreter.

Einmal... Zeit haben, zu Fuss gehen, Ruhe finden, in reiner Luft, lauschen dem Rauschen der Bergtannen und Wasserfälle, schlafen in stillen Nächten, im

Kurhaus-Hotel SAC Maderanertal

1854 m ü. M.

in guter Gesellschaft, an reich besetztem Tisch und mit den Annehmlichkeiten des guten Schweizer Gasthofes. Sportliche Fischgelegenheit in stillem Seeli in der Nähe, ohne Kosten. Fahrgelegenheit mit Jeep. Pension 13—16 Fr. Tel. 9 68 22. Besitzer des Hotel Kreuz, Amsteg, Gottardstrasse, mit Garage.

Dr. WILHELM LURZ

RITUS UND RUBRIKEN DER HEILIGEN MESSE

784 Seiten Ganzleinen Fr. 31.20
Subskriptionspreis bis 1.10.52 Fr. 22.90

Die vielen Nachfragen haben die Brauchbarkeit dieses Werkes gezeigt und die hohe Wertschätzung erkennen lassen, deren es sich beim Klerus und bei den Studierenden als Nachschlagewerk bzw. Lehrbuch erfreute.

Von Theologen seit Jahren vermisst

Die soeben erscheinende dritte Auflage ist in mancher Hinsicht erweitert und ergänzt durch Anfragen, Berichte und Anregungen, die dem Verfasser aus den Reihen des Klerus zugegangen sind, und — was vielleicht noch wertvoller ist — ganz auf den heutigen Stand gebracht, indem hier nicht bloss die neueren und neuesten Verlautbarungen der kirchlichen Behörde, sondern auch die Stimmen der Liturgiker in Theorie und Praxis sorgfältig und gewissenhaft berücksichtigt sind. Benützen Sie die ausserordentlich günstige Subskriptionsgelegenheit bis zum 1. Oktober!

Durch jede Buchhandlung Schweiz. Generalauslieferung

CHRISTIANA-VERLAG

Tel. (051) 46 27 78

ZÜRICH 52

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich